



Rainer Fischbach

# Die schöne Utopie

Paul Mason,  
der Postkapitalismus und  
der Traum vom grenzenlosen Überfluss

*PapyRossa Verlag*

© 2017 by PapyRossa Verlags GmbH & Co. KG, Köln

Luxemburger Str. 202, 50937 Köln  
Tel.: +49 (0) 221 – 44 85 45  
Fax: +49 (0) 221 – 44 43 05  
E-Mail: mail@papyrossa.de  
Internet: www.papyrossa.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Verlag  
Coverbild: © by Pitopia, Franz Roth, 2005  
Druck: Interpress

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN 978-3-89438-630-6

# Inhalt

Einleitung	7
Die Produktivkräfte	25
Fiktiver Neoliberalismus	28
Der Grenzkosten-Fehlschluss	34
Phantastische Technik	49
Die Strategie	65
Die Finanzwelt	68
Arbeit und Lohn	80
Die Steuerung	98
Zusammenfassung	115
Quellen	121
Sachindex	131
Personenindex	138



## Arbeit und Lohn

Eine der Stärken der durch **Karl Marx** beeinflussten Tradition des Denkens bestand darin, dass in ihr den Fragen der Produktion, der Auseinandersetzung der Menschheit mit der Natur durch Arbeit eine zentrale Rolle zukam: an der Organisation ihres Stoffwechsels mit der Natur entscheidet sich für jenes Denken die Zukunft der Menschheit. Masons Postkapitalismus markiert den vorläufigen Tiefpunkt eines Degenerationsprozesses, in dem jene Tradition sich immer weiter von dieser Orientierung abwandte. Weder die absehbaren noch die anzustrebenden Wandlungen in der gegebenen Vergesellschaftungsform von Arbeit sind für ihn von Interesse: Er glaubt auf der einen Seite an eine vollständige Elimination der Form von Arbeit und ihrer Organisation, die sich in den letzten Jahrhunderten als beherrschende herausbildete, durch umfassende *Automatisierung*,<sup>39</sup> während er auf der anderen Seite die Verallgemeinerung von Formen erhofft, die nicht nur bisher allenfalls in Nischen existieren, sondern von denen in keiner Weise geklärt ist, ob sie verallgemeinerungsfähig sind und wie wünschenswert ihre Durchsetzung wäre.

Die beiden Bezugspunkte, an denen Mason sein Denken über die Zukunft der Arbeit orientiert, liegen beide in der Informationstechnik: sowohl die Hoffnung auf ein Verschwinden der Arbeit, beispielhaft formuliert in Äußerungen wie "info-tech makes the abolition of work possible",<sup>40</sup> als auch die sogenannte *Peer Production*, für die bisher Beispiele überwiegend dort zu finden sind. So nennt er als solche die bekannten Projekte: die

---

39 Womit er sich einer, gegenwärtig anschwellenden, Strömung anschließt, für die auch Srnicek, Williams 2016 stehen. Dazu mehr auf den Seiten 87–98. Gemeinsam ist deren Vertretern, dass dem Gewicht dieses Programmpunkts die völlige Abwesenheit kritischer Fragen an seine Realisierbarkeit gegenübersteht.

40 Mason 2015, 181

Wikipedia, das freie Projekt *GNU* der Free Software Foundation (FSF) und das offene Betriebssystem *Linux*.<sup>41</sup> Mit Jeremy Rifkin und anderen glaubt er, dass diese Form der Arbeit nicht nur inkompatibel mit dem Kapitalismus sei,<sup>42</sup> sondern auch das Potential habe, sich in die Sphäre der materiellen Produktion auszudehnen. Den Schlüssel dazu bildet die Überzeugung, dass letztere zunehmend durch Information dominiert werde. Wenn der Wert der Produkte primär in ihrem Informationsgehalt liege, dann, so die Hoffnung, könne *Open Source*, also die freie Zugänglichkeit dieses Informationsgehalts, die Gesetze des Marktes aufheben.<sup>43</sup> Der Mechanismus, der dies bewerkstelligte, wäre dann wiederum der von *copy and paste*. Dass dies nicht einmal für digitale Produkte zutrifft, geschweige denn bruchlos in die Welt der materiellen Produktion übertragbar ist, wurde bereits im vorigen Kapitel auf den Seiten 46–49 dargetan. Doch wie sieht es, unabhängig von der Reichweite von *Open Source*, mit der transformativen Macht der *Peer Production* aus?

Mason bleibt, was den genauen gesellschaftlichen Charakter der *Peer Production* angeht, völlig unkonkret. Mehr als, jegliche empirische Evidenz vermissen lassende, idealistische Erwartungen und den Verweis auf die bereits genannten, über eine gewisse Prominenz verfügenden, Projekte und die Bewegung für *freie Software* bzw. *offene Software* hat er nicht anzubieten und mit der konkreten Gestalt der entsprechenden Projekte scheint er ebenso wenig vertraut zu sein wie mit den Kontroversen um jene Konzepte.<sup>44</sup> Doch die transzendieren weder den Kapitalismus noch leben sie ausschließlich von freiwilliger, unbezahlter Arbeit. Einen beachtlicher Teil der Arbeit daran leisten Mitarbeiter

41 Mason 2015, 128

42 Mason 2015, 128, 141

43 Mason 2015, 128, 143

44 Die Vertreter des, vor allem von Richard Stallman und der 1985 durch ihn gegründeten FSF, propagierten Konzepts der freien Software versuchen, die Offenheit von Quellcode irreversibel zu machen, indem sie dessen Nutzer durch die Lizenzbedingungen verpflichten, jeden darauf aufbauenden Quellcode nur unter den identischen Bedingungen weiterzugeben. Der alternative Ansatz der offenen Software verzichtet auf diese Bedingung, um insbesondere die Hürden abzubauen, die in Industrieunternehmen der Nutzung von solcher Software entgegenstehen könnten. Eine ausführliche Darstellung und Bewertung der entsprechenden Debatten bietet Fischbach 1999.



von, meist staatlich oder durch Stiftungen finanzierten, Lehr- und Forschungseinrichtungen.<sup>45</sup> Zudem gibt es eine, in den letzten zwei Jahrzehnten zunehmende, Anzahl kapitalistischer Unternehmen, die, da sie ihre Profite nicht unmittelbar über den Verkauf der dabei entstehenden Software, sondern auf andere Weise machen, für die die weite Verfügbarkeit dieser Software jedoch entscheidend ist, dort bezahlte Arbeitskraft einsetzen, während für diejenigen, die ohne Bezahlung an solchen Projekten arbeiten, die Hoffnung, sich dadurch für bezahlte bzw. besser bezahlte Arbeit zu qualifizieren, oft ein starkes Motiv darstellt – wofür auch das sozialdarwinistische Klima spricht, das in den Projekten zum Teil herrscht. Die Abwesenheit formaler Strukturen führt nicht zwangsläufig zum Verschwinden von Gewalt-, Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen.<sup>46</sup>

Eine Reihe von freien Softwareprojekten – insbesondere solche, in die dominierende Unternehmen der informationstechnischen Industrie investieren – bilden eine relativ stabile Infrastruktur, auf die man verlässliche Systeme zu bauen vermag. Das gilt leider nicht für freie bzw. offene Software überhaupt. Es gibt sehr viele siechende oder tote Projekte. Sich auf freie bzw. offene

---

45 Dies trifft insbesondere auf einen soliden Grundstock offener Software aus den letzten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu. Dazu trugen vor allem eine Reihe von Projekten in den USA bei, die durch das DoD oder die National Science Foundation (NSF) finanziert wurden. Eine wichtige Rolle spielten auch die Bell Labs, deren Konzernmutter AT&T sich als Gegenleistung für den Erhalt des *Telephonmonopols* zur Abstinenz im Computergeschäft und einer großzügigen Vergabe von Quellcode-Lizenzen verpflichtet hatte. Damit hatte es ein Ende, nachdem AT&T das Telephonmonopol verloren hatte – was nicht zuletzt Stallman auch Anlass zur Gründung der FSF gab. Paradigmatisch für jene, zuvor gegenebene, Konstellation war die, bereits in der Fußnote auf Seite 30 erwähnte, Implementation der Internet-Protokolle als Erweiterungen des, aus den Bell Labs stammenden, Betriebssystems UNIX an der UCB. Nachdem AT&T sich von der freizügigen Lizenzpolitik verabschiedet hatte, löste sich die UCB mit dem Release 4.4 der Berkely System Distribution (BSD) vollständig von deren Codebasis. Dazu ebenfalls mehr in Fischbach 1999.

46 Ein Schlaglicht darauf wirft der Rückzug von Sarah Sharp, einer herausragenden Expertin, aus der Linux-Kernelentwicklung mit der Begründung, der Kommunikationsstil dort verletze oft "basic human decency". Siehe Gold 2015.

Software zu verlassen, wenn es keine zur Mobilisierung bedeutender Ressourcen bereiten Interessen an ihrem Erhalt gibt, bedeutet immer ein beträchtliches Risiko einzugehen, da dann die Unterstützung, die man als Nutzer braucht – Fehlerbeseitigung, Anpassung an neue Anforderungen, etc. – nicht gesichert ist.

Freie bzw. offene Software wird deshalb nur in dem Maße zu einem verallgemeinerbaren Modell werden, das sich auch jenseits der Inseln, auf denen es heute prosperiert, zu verbreiten vermag, in dem ihr Charakter als öffentliche Infrastruktur und öffentliches Gut politisch wahrgenommen und zum Motiv für den Aufbau entsprechender, auch öffentlich finanzierter, Einrichtungen wird. Solange sie zufälligen individuellen Neigungen oder einzelnen kommerziellen Interessen überlassen bleibt, wird sie das Bild ungleichmäßiger und zum Teil wenig verlässlicher Qualität nicht hinter sich lassen. Doch das wäre an der Zeit. Eine Gesellschaft, in der die digitale, elektronische Kommunikation und der Zugang zu entsprechenden Diensten eine der Bewegung und dem Treffen auf öffentlichen Wegen und Plätzen gleichwertige Bedeutung erlangt hat, muss dafür auch eine öffentliche Infrastruktur schaffen. Öffentlich finanzierte offene Software kann dabei eine entscheidende, doch nicht die einzige Rolle spielen. Hier liegt eine der vielen staatlichen Infrastrukturaufgaben, von denen Mason keine Vorstellung zu haben scheint.

Einer der Vorzüge offener Software, den ihre Proponenten hervorzuheben pflegen, ist ihre Transparenz, d. h. die für alle fachlich Qualifizierten gegebene Möglichkeit, sich davon zu überzeugen, dass sie keine Schwächen oder gar absichtlich eingebaute Hintertüren enthält, die ihre Zuverlässigkeit und Sicherheit in Frage stellen könnten. Dies stellt jedoch nur eine *im Prinzip gegebene Möglichkeit* dar. Daraus zu schließen, dass offene Software durchwegs sicher sei, ist unzulässig. Dies aus mehreren Gründen: nicht nur bestehen informationstechnische Systeme aus einer, in ihrer Zusammensetzung sich dynamisch verändernden, Vielzahl von, in nicht immer durchsichtiger Weise interagierenden sowie in sich bereits hochkomplexen, Komponenten unterschiedlicher Herkunft, die in ihrer Gesamtheit wie in ihrem Zusammenspiel zu bewerten eine höchst anspruchsvolle Aufgabe ist, sondern die Bedeutung der Eigenschaften Sicherheit und Zuverlässigkeit ist



nicht abschließend positiv definierbar, weil die Systeme sich in einer, oft recht schnell sich wandelnden, dynamischen Umgebung zu bewähren haben. Sicherheitsnachweise von Software lassen sich nur gegen definierte Bedrohungen auf einer spezifizierten Systemumgebung führen und sind selbst dafür alles andere als trivial. Darauf zu vertrauen, dass darum sich schon irgendjemand kümmern würde, ist blauäugig. Dazu bedarf es einer organisierten und institutionalisierten, d. h. auch nachvollziehbare Verantwortlichkeiten involvierenden, Bemühung. Auch dieser Aspekt unterstreicht noch einmal, dass hier eine öffentliche Infrastrukturaufgabe vorliegt. Das blinde Vertrauen darauf, dass sich diese Fragen in einer Welt der *Peer Production* von selbst erledigten, ist das Rezept für ein Desaster.

Zumindest in einigen Bereichen stellt die Entwicklung von Software eine Tätigkeit dar, die nur vergleichsweise geringe materielle Ressourcen erfordert. Voraussetzung zur Teilnahme an der Entwicklung offener bzw. freier Produkte ist neben der, heute in vielen Regionen weithin gegebenen, Verfügung über einen Rechner mit Zugang zum Internet vor allem eine der gestellten Aufgabe angemessene Ausbildung, die heute zwar nicht allgemein, doch, wenn auch eingeschränkt durch das Anspruchsniveau der Aufgabe, viel weiter verbreitet ist als noch vor wenigen Jahrzehnten. Es gibt in der Softwareentwicklung jedoch auch Aufgaben, die nicht in gleicher Weise zugänglich sind. Die Entwicklung von Software für die Unterstützung industrieller Prozesse und zur *Steuerung* industrieller Anlagen und Produkte setzt die Teilnahme an den diese entwickelnden und fertigenden Organisationen bzw. auch den Zugriff auf die betreffenden Artefakte voraus. Ohne diese ist weder die Spezifikation des Verhaltens solcher Software noch ihr Test durchführbar. D. h. schon auf die Softwareentwicklung ist das Modell der *Peer Production*, das davon ausgeht, dass Individuen sich unabhängig von substantiellen materiellen Voraussetzungen zusammenfinden, um ein Produkt zu realisieren, nicht generell anwendbar.

Die Ausweitung des Modells versprechen sich viele von weiteren Fortschritten des 3D-Drucks. Im 3D-Drucker sehen sie eine universelle Fertigungsmaschine, die bald in jedem Haushalt oder wenigstens in den Copyshops zur Verfügung stünde. Wie in der



Fußnote auf Seite 66 ausgeführt, teilt Paul Mason solche Erwartungen, wenn er sie auch im Buch nicht explizit artikuliert. Ihre Realisierung stellt gegenwärtig den einzigen Weg dar, auf dem sich das Modell der *Peer Production* in die Sphäre der materiellen Produktion ausbreiten könnte. Die Begehrbarkeit jenes Weges hängt jedoch von der Prämisse ab, dass die Gestalt der Produkte nicht nur ausschließlich durch Software, genauer: ihr digitalisiertes *Design*, definiert sei, sondern dass dieses sich auch nahezu ausschließlich durch eine einzige Fertigungsmaschine, sprich: den 3D-Drucker umsetzen lasse. Doch genau daran scheidet das Konzept. Das Spektrum der durch den 3D-Druck verarbeitbaren Materialien ist ebenso beschränkt wie das der erzielbaren Eigenschaften der erstellten Werkstücke – und dies ganz besonders im Falle der Technologie, die für einen größeren Kreis von Anwendern erschwinglich ist.<sup>47</sup> Jeremy Rifkin illustriert diese Problematik mit einer gewissen unfreiwilligen Komik, indem er von einem Automobil aus dem 3D-Drucker schwadroniert, dessen wesentliche und anspruchsvollste Komponenten, das Fahrwerk und der Antrieb, wie er ganz nebenbei eingesteht, *nicht* aus dem 3D-Drucker sind.<sup>48</sup> Dass die Fertigung anspruchsvoller Produkte einer entsprechenden Qualitätssicherung bedarf, zu der auch eine ausgefeilte Messtechnik gehört, geht in der Begeisterung über

---

47 Anlagen, die die auch Metalle oder Keramik verarbeiten können und das *additive Verfahren* mit *subtraktiven* kombinieren, liegen außerhalb der Reichweite von Heimanwendern oder Copyshops.

48 Rifkin 2015, 118–119. Auf die offenkundige Absurdität dieses Beispiels weist bereits Knolle 2016, 36–37 hin. D. h., dass der 3D-Drucker im wesentlichen die Karosserie und den Innenausbau fabriziert – wobei man im Falle eines Crashes lieber nicht in dieser Karosserie sitzen möchte –, während die, für rückständig erklärte, konventionelle Fertigung für alles zuständig bleibt, was ein Auto zum Fahren befähigt! In seinem Vergleich dieses Fahrzeugs mit einem aus konventioneller Produktion zeigt Rifkin auch noch, dass er überhaupt nicht weiß, wie diese funktioniert, indem er davon spricht, dass “the subtractive manufacturing process in the Ford assembly line was highly wasteful, since bulk materials had to be cut and shaved before the final assembly of the automobile”. Doch die Teile der Karosserie und des Innenaubaus, um die es hier geht, entstehen in der konventionellen Fertigung, sieht man einmal davon ab, dass man, sofern sie aus Blechen bestehen, die Teile vorher passend ausschneiden muss, überwiegend *nicht* subtraktiv, also z. B. durch Fräsen, sondern durch *Umformung* in Pressen.



den 3D-Drucker ebenfalls unter. Jenseits von Modellbau, Teilbereichen des Prototypenbaus und Teilen, insbesondere solchen mit komplexer Geometrie, die nur in geringer Stückzahl benötigt werden, ist gegenwärtig kein breiter Einsatz des 3D-Drucks in der Fertigung abzusehen.

Der Glaube, dass Artefakte und ihre Fertigung sich auf digitalisierte Information reduzieren ließen, hat jedoch nicht nur eine Schwäche in der Umsetzung zur Folge, sondern auch im Design. Die Entwicklung von Produkten und Produktionsverfahren ist ein anspruchsvolles Geschäft, das unabhängig von der Vielfalt der Erfahrungen, die sich erst in einem, in hohem Maße vergesellschafteten, arbeitsteiligen Produktentstehungs- und Fertigungsprozess zusammenfinden, nicht erfolgreich auszuführen ist. Dass das für die Entwicklung und Fertigung anspruchsvoller Produkte relevante Wissen sich nicht auf explizites, objektivierbares und damit digitalisierbares Wissen reduziert, und die immer wieder bemühte Formel vom *general intellect* an der Sache vorbeigeht, wurde schon auf den Seiten 45–49 ausgeführt.<sup>49</sup> Insbesondere die laufende Verbesserung von Produkten und Verfahren setzt eine kritische Masse an Erfahrung voraus, die sich nur bei einer entsprechend ausgedehnten Produktion mit der dazu gehörenden Spezialisierung und Zentralisierung einstellt, die mit der Präferenz für lokale, dezentrale Produktion, die sich mit dem Modell der *Peer Production* verbindet, nicht vereinbar ist.

Es spricht viel dafür, dass *Peer Production* auf Nischen beschränkt bleiben wird. Sie stellt kein verallgemeinerbares Modell dar. Sie zu einem solchen machen zu wollen, riskiert, die Grundlagen unserer technischen Zivilisation zu beschädigen. Selbst in der geistigen Produktion, wo ihr zumindest keine Hindernisse in Form schwer beschaffbarer materieller Voraussetzungen entgegenstehen, stellt sich die Frage, wie ein Autor, der einen großen Teil seiner Lebenszeit in die Erarbeitung eines Themas und die Gestaltung eines Werkes investiert, seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Warum, so lautet eine naheliegende Frage, folgt

---

49 Wie wenig Fertigung, Forschung und Entwicklung sich auf leicht reproduzierbares, explizites Wissen reduzieren lassen, ist aus der Geschichte zu lernen. Beispielhaft dafür sind die Leistungen Joseph von Fraunhofers, der durch sorgfältiges Handwerk entscheidende Fortschritte der wissenschaftlichen Optik ermöglichte. Dazu Jackson 2000.

Paul Mason nicht seinem eigenen Programm und stellt *Post-capitalism* unter einer Creative Commons-Lizenz ins Netz? Die Antwort ist einfach: das tun vor allem Wissenschaftler, deren Lebensunterhalt und, sofern sie ein voraussetzungsvolles Gebiet bearbeiten, deren Sachmittel und Mitarbeiter andere, meist öffentliche Institutionen oder Stiftungen, finanzieren. Und selbst die tun es nicht durchgängig, weil sie wissen, dass die Aufmerksamkeit in der Fachöffentlichkeit für die referierten Journale und außerhalb derselben für die populären Verlage höher ist. Wer, auch ganz unabhängig von der Spekulation auf Honorareinkünfte, ein populäres Sachbuch veröffentlichen möchte und keinen Sponsor an der Hand hat, der die vollen Kosten trägt, hat kaum eine andere Chance als die, sich auf die Gepflogenheiten des kommerziellen Verlagsgeschäfts einzulassen.

Die Generalprämisse, auf der die Verallgemeinerung der *Peer Production* aufbaut, ist auch die der Kalifornischen Ideologie: die Reduktion der materiellen Welt auf Information. Sie soll nicht nur das Problem ihrer materiellen Voraussetzungen zum Verschwinden bringen, sondern auch das der Reproduktion der Produzenten:

Once exponential technological change cascades over from silicon chips to food, clothing, transport systems and health care, then the reproduction cost of labour-power is going to shrink dramatically. At this point, the economic problem that has defined human history will shrink or disappear. We will probably be preoccupied by problems of sustainability in economics and the interplay of competing patterns of human life beyond it.<sup>50</sup>

Schon der Gedanke, dass die “problems of sustainability” losgelöst von denen der menschlichen Reproduktion, von den Fragen nach Ressourcen, Produktion, Transport und humanen Dienstleistungen zu bedenken wären, erscheint höchst merkwürdig. Mason phantasiert einen materiellen Überfluss, der nicht von dieser Welt zu sein scheint, weil er von Ressourcenproblemen völlig unberührt bleibt. Umgekehrt könnte es keine “problems of sustainability” mehr geben, wenn das Problem der menschlichen Reproduktion wirklich gelöst wäre. Das legt den Verdacht nahe, dass jene nur als Nachweis dafür figurieren, dass ihr Autor auch an die Ökologie denkt – selbst wenn er es nirgendwo tut.

Unter der Prämisse, dass “progressing the economy towards high automation, low work and abundant cheap or free goods and services”<sup>51</sup> möglich wäre, erschiene die Ausweitung von *Peer Production* unabhängig davon, auf welche Sektoren sie sich erstreckte, immerhin möglich, wobei immer noch fraglich bliebe, welche Motivation diesen Prozess antreiben könnte. Das Fernziel der totalen *Automatisierung* lässt dies jedoch als transitorisches Problem erscheinen. Die wirkliche Aufgabe bestehe hierin:

Gear technology towards the reduction of necessary work to promote the rapid transition towards an automated economy. Eventually, work becomes voluntary, basic commodities and public services are free, and economic management becomes primarily an issue of energy and resources, not capital and labour.<sup>52</sup>

Doch solange viele “goods and services” allenfalls “cheap” sind, bleibt die Frage bestehen, wie die freiwillig umsonst arbeitenden *Peers* sie bezahlen. Hier springt dann das “basic income” ein, das *Grundeinkommen*: Diese gegenwärtig viel diskutierte und nicht unbedingt umstürzlerische Maßnahme soll in einem neuen Kontext doch revolutionäre Kraft entfalten:

But in the postcapitalist project, the purpose of the basic income is radical: it is (a) to formalize the separation of work and wages and (b) to subsidize the transition to a shorter working week, or day, or life. The effect would be to socialize the cost of automation. [...] Why pay people just to exist? Because we need to radically accelerate technological progress.<sup>53</sup>

Unter “the cost of automation” versteht Mason also die *Arbeitslosigkeit*, die er offensichtlich für eine zwangsläufige Folge von Automatisierung hält. Er schließt sich damit, wie viele andere marxistisch geprägte Autoren auf der Linken, dem publizistischen Mainstream an, der unermüdlich vor Robotern warnt, die uns die Arbeit wegnähmen. Mittelbar, via wachsende Arbeitslosigkeit, soll Automatisierung auch, so die dort vorherrschende Meinung, für stagnierende Löhne verantwortlich sein:

The stagnation of real wages and the declining share of income going to labour are both tied to an excess supply of labour, and most

---

51 Mason 2015, 283

52 Mason 2015, 270

53 Mason 2015, 284

economists believe automation and the globalisation of the proletariat are central reasons why wages have been stagnant in recent decades.<sup>54</sup>

Die naheliegende Idee, dass die Verursachungskette auch andersherum verlaufen könnte, liegt anscheinend weit unterhalb des Horizonts dieser Autoren und der durch sie bemühten Ökonomen. Doch wenn durch Automatisierung erzielte Produktivitätsfortschritte in Form reduzierter Arbeitszeit eine Zunahme des Produkts vermeiden oder, im anderen Fall, in Form steigender Löhne für die Nachfrage sorgen, die einen entsprechenden Absatz zur Folge hat, ist nicht erkennbar, wodurch dann Arbeitslosigkeit entstehen soll.<sup>55</sup> In den empirisch nachweisbaren Fällen, in denen, wie in den Jahrzehnten in der Mitte des 20. Jahrhunderts, fortschreitende Produktivität tatsächlich *nicht* zu ansteigender Arbeitslosigkeit, sondern zu deren Abbau führte, können sie dann nur ein reines Wunder wahrnehmen:

In this brief 'golden age' of capitalism, unemployment was kept to a minimum, and capital had to seek out pre-capitalist populations around the world in order to expand and accumulate. For the most part, job growth was achieved through healthy economic growth that increased the demand for labour.<sup>56</sup>

Wer hätte gedacht, dass die wachsende Nachfrage nach Arbeit tatsächlich die Folge von Wirtschaftswachstum war! Eine so nebensächliche Frage wie die, woher dieses denn kam, kann man sich dann glatt sparen – es fällt einfach mal so oder auch mal nicht vom Himmel. Stattdessen ergeht man sich in extravaganten Theorieansätzen wie dem, dass ausgerechnet in einer Phase, die sich durch eine exzeptionelle Bildung von Realkapital auszeichnete, das Kapital gezwungen gewesen wäre, in die außerkapitalistische Welt auszuschweifen, um zu akkumulieren, weil, so die unerklärt bleibende Implikation, dies bei geringer Arbeitslosigkeit und hohen Löhnen zuhause wohl nicht mehr möglich gewesen

---

54 Srnicek, Williams 2016, 94

55 Eine Diskussion des Zusammenhangs von Automatisierung, Produktivität, Lohn und Arbeitslosigkeit bieten Flassbeck 2016a und, im Kontext des Grundeinkommens, Flassbeck, Spiecker, Meinhardt, Vesper 2012, 77–162, des Verhältnisses von technologischem Fortschritt und Produktivität Fischbach 2016c und Fischbach 2016d.

56 Srnicek, Williams 2016, 99

wäre. Dass das Wirtschaftswachstum und die stabile Beschäftigung damit zu tun hatten, dass der Produktivitätsfortschritt zum größeren Teil in Form von Lohnwachstum und zum geringeren in Form von *Arbeitszeitverkürzung* auch bei den Massen ankam, und die Arbeitslosigkeit in den Industrieländern ansteigt, seit das nicht mehr der Fall ist,<sup>57</sup> widerspricht den liebgewordenen Vorurteilen und wird deshalb abgewehrt.

Immerhin nehmen Srnicek und Williams wahr, dass der Produktivitätsfortschritt gegenwärtig weit hinter dem zurückbleibt, was sie für möglich und im Sinne des Zieles einer "fully automated economy"<sup>58</sup> für erstrebenswert halten. Neben der fragwürdigen Hoffnung, dass dies vor allem daran liegen könnte, "that investments in digital technologies face productivity lags of five to fifteen years",<sup>59</sup> sehen sie auch, dass "it is highly likely that low wages are repressing investment in productivity-enhancing technologies".<sup>60</sup> Auch Mason sieht immerhin diesen weiteren Effekt stagnierender Löhne: Dass es Bereiche gibt, in denen "information and automation [...] are held back at present because cheap labour removes the need to innovate".<sup>61</sup>

Die "bullshit jobs on low pay"<sup>62</sup> sind jedoch Ursache von Arbeitslosigkeit und strangulieren den technischen Fortschritt, nicht allein, weil billige Arbeit, wie er richtig feststellt, den Rationalisierungsdruck vermindert, sondern auch, weil eine schwache Nachfrage – Löhne sind für Unternehmen nicht nur Kosten, sondern auch Einkommen – die Rentabilität von Investitionen in Frage stellt. Wenn, wie er feststellt, "capitalism cannot sustain the scale of automation that is possible",<sup>63</sup> liegt das vor

---

57 Das Schaubild in Gordon 2016, 281 zeigt für die USA, dass die Kurven des Produkts und des Reallohns pro Stunde seit ca. 1980 deutlich auseinanderlaufen. Dieses Muster ist identisch mit dem, das sich dort, wie Elsenhans 2012, 154 darlegt, auch im Jahrzehnt vor dem großen Crash von 1929 zeigt, der die Weltwirtschaftskrise der 1930er einleitet: die Reallöhne stiegen damals nur halb so stark wie das Nettoprodukt.

58 Srnicek, Williams 2016, 109

59 Srnicek, Williams 2016, 112

60 Srnicek, Williams 2016, 112

61 Mason 2015, 286

62 Mason 2015, 242

63 Mason 2015, 213

allem daran, nicht an einem "credit system broken".<sup>64</sup> Der Unternehmenssektor der Industrienationen erwirtschaftet seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Überschüsse, d. h. ist selbst Nettosparer,<sup>65</sup> und wäre, so er denn zu erweiterten Investitionen bereit wäre, auf die Banken nicht angewiesen – zumal gerade die führenden Unternehmen, die heute im Geld schwimmen, für den Fall, dass sie zusätzlich zu ihren gewaltigen Eigenmitteln Fremdkapital benötigten, jederzeit dazu in der Lage wären, dieses durch Anleihen auf den Finanzmärkten zu beschaffen.<sup>66</sup>

Es stellt sich immer wieder die Frage, weshalb ausgerechnet Autoren, die sich einer marxistisch inspirierten Kapitalismuskritik verschreiben, blind bleiben für den Zusammenhang von Löhnen, Nachfrage und Arbeitslosigkeit. Die Einsicht beschränkt sich meist auf das Mittel der Arbeitszeitverkürzung,<sup>67</sup> und blendet neben dem Sachverhalt, dass die Gesellschaft durch Steigerung der Produktivität reicher werden kann,<sup>68</sup> auch den

64 Mason 2015, 213

65 Zu den weltweiten Ersparnissen der Unternehmen Wolf 2015, speziell zu denen der deutschen Flassbeck 2016b.

66 Was die Automobilindustrie auch tut, indem sie ihren Absatz, der größtenteils mittels Teilzahlung und Leasing erfolgt, über Anleihen zu äußerst günstigen Konditionen selber finanziert. Die Gründe für die Investitionszurückhaltung liegen auf jeden Fall nicht in einem Bankensystem, das, wie Mason unterstellt, nicht mehr dazu in der Lage wäre, Investitionen zu finanzieren. Tatsächlich ist dafür ein Komplex von Faktoren verantwortlich. Bildete, wie Koo 2009 darlegt, die *Bilanzrezession*, die auf die dot.com-Blase – die in Deutschland mit der Vereinigungsblase zusammenfiel – der 1990er folgte, d. h. die Situation, dass der Wert der Aktiva in den Unternehmensbilanzen längst nicht mehr den dafür eingegangenen Verbindlichkeiten entsprach, sicher den Ausgangspunkt für eine Unternehmenspolitik, die mehr auf den Abbau bzw. die Vermeidung von Verschuldung oder gar den Aufbau von Finanzpolstern orientiert war als auf Investitionen, insbesondere solche, für die man sich verschulden hätte müssen, so überlagern sie heute, nachdem diese Situation zwar weitgehend bereinigt ist, doch als kulturelles Moment immer noch verhaltensprägend wirkt, weitere Faktoren: neben einer in der Folge der globalen Lohndeflation schwachen Nachfrage sicher das damit gegebene reichliche Angebot an billiger Arbeit, das zu einem Lock-in überlebter Technologie führt. Ein weiterer Aspekt ergibt sich daraus, dass selbst dort, wo Innovation stattfindet, diese mehr auf Kapitalersparnis zielt als auf die Steigerung des Produkts. Dazu mehr in Fischbach 2016b, 100–106.

67 Srnicek, Williams 2016, 114–117.

68 Eine nicht zu vergessende Frage dabei ist, wie dies ohne eine Ausweitung des Verbrauchs natürlicher Ressourcen geschehen kann.



aus, dass das richtige Verhältnis von Produktivitätssteigerung, Lohnwachstum und Arbeitszeitverkürzung das Gespenst der Arbeitslosigkeit zu bannen vermag.

Paul Mason kommt in einem neueren Beitrag den relevanten Sachverhalten ein wenig näher, doch immer noch ohne zu verstehen, dass die "carwash economy",<sup>69</sup> die er dort beklagt, eben nicht nur den wünschenswerten Produktivitätsfortschritt bremst, sondern auch Arbeitslosigkeit produziert – und zwar genau durch die miserablen Löhne, an denen er Anstoß nimmt. Anlass für den Beitrag waren Äußerungen von Mark Carney, dem Gouverneur der Bank of England (BoE), in denen dieser, wie zuvor schon Mario Draghi, auf die Grenzen der Geldpolitik und die Notwendigkeit fiskalpolitischer Maßnahmen hinwies, wenn es darum geht, eine wirtschaftliche Entwicklung einzuleiten, die der Masse der Menschen nützt.<sup>70</sup> Sein mangelndes Verständnis makroökonomischer Zusammenhänge hindert Mason auch daran, zu verstehen, was Mark Carney mit "fiscal policies" meint: dass es nicht ausreicht, "taxpayers' money" zu investieren. So löblich sein Vorschlag ist, die großen Einkommen und Vermögen stärker zu besteuern und die Steueroasen zu schließen: bei einer stabilen Sparneigung der Unternehmen wie der privaten Haushalte kann, sofern man den deutschen Weg der permanenten Leistungsbilanzüberschüsse nicht gehen kann – und den können, da diese Strategie nicht verallgemeinerungsfähig ist, nicht alle gehen – nur, wie bereits auf Seite 78 ausgeführt, eine wachsende Staatsschuld eine Stagnation oder gar Kontraktion der Wirtschaft verhindern.<sup>71</sup>

Weshalb scheinen Ziele wie die volle Automatisierung der Wirtschaft und ein universelles, bedingungsloses Grundeinkommen plausibler zu sein als gute Arbeit zu einem angemessenen Lohn? Srnicek und Williams, deren Argumentationsniveau durchgängig über dem von Mason liegt, leisten eine, durchaus verdienstvolle, differenzierte Diskussion des Grundeinkommens bzw. seiner Probleme, fallen dabei jedoch widersprüchlichen Argumenten zum Opfer. Wenn sie auf der einen Seite anerkennen,

69 Mason 2016

70 Carney 2016. Eine Zusammenfassung bringt Giles 2016.

71 Zu diesen Zusammenhängen ausführlicher Grunert 2016 und Steinhart 2016b.



“it is just as open to being mobilised for a libertarian dystopia as for a post-work-society”,<sup>72</sup> ist nicht mehr nachvollziehbar, wie sie auf der anderen dafür damit werben können, dass “the potency of the demand lies partly in its ambiguity, making it capable of mobilising broad popular support”.<sup>73</sup>

Die Schwäche des von ihnen verfolgten Konzepts liegt genau darin, dass die, auf den ersten Blick sympathische, doch bei genauerem Hinsehen nicht wenige Gefahren bergende, Utopie der “post-work-society” ein Ausmaß und eine Tiefe nicht allein der Naturbeherrschung, sondern auch der Herrschaft über Menschen voraussetzt,<sup>74</sup> die ebenso utopisch ist, einen Zustand zudem, in dem es keine unangenehme notwendige Arbeit mehr gibt. Wahrscheinlicher als die “post-work-society” ist die “libertarian dystopia”. Dafür spricht nicht nur die bleibende Unvollkommenheit der Herrschaft über die Natur wie über die Menschen, sondern auch der neoliberale Zeitgeist: das Grundeinkommen wird, wenn überhaupt, als Almosen kommen, das die zunehmend prekarierten Massen beherrschbar halten soll. Es wird die ganz Ausgeschlossenen notdürftig bei Laune halten und genau die “bullshit jobs on low pay”<sup>75</sup> subventionieren, die Mason zu Recht skandalisiert. Doch die sind nicht durch seinen Vorschlag, “to formalize the separation of work and wages”<sup>76</sup> zu beseitigen, sondern, im Gegenteil, indem man eine Dynamik in Gang setzt, die zu produktivitätsgerechten Löhnen führt! Eine untere Schranke in Form eines *Mindestlohns*, der – auch als Rente – ein Leben deutlich oberhalb des Armutsniveaus ermöglicht,<sup>77</sup> stellt dazu einen ersten Schritt dar, der mit dem Grundeinkommen

---

72 Srnicek, Williams 2016, 119

73 Srnicek, Williams 2016, 119

74 Automatische Systeme, die menschlicher Arbeit vollständig ersetzen, müssen auf die Versorgung bzw. Bedienung von Menschen ausgelegt, also Mensch-Maschine-Systeme sein, die immer auch Forderungen an die Menschen stellen und eine gewisse Transparenz ihrer Dispositionen voraussetzen. Dazu mehr auf den Seiten 95–98.

75 Mason 2015, 242

76 Mason 2015, 284

77 Was in Deutschland gegenwärtig – neben einer Wiederherstellung der gesetzlichen, auf dem Umlageverfahren beruhenden Rente auf einem Niveau, das ein Leben *innerhalb* der Gesellschaft sichert – nicht mehr nur 8,50 Euro, sondern 15,00 Euro heißen müsste!

jedoch inkompatibel ist.<sup>78</sup> Nur so kann auch die Lohnsumme und, darauf basierend, das Aufkommen an Steuern und Sozialbeiträgen zustande kommen, das für ein funktionierendes Sozialsystem erforderlich ist. Das heißt auch, dass erst eine stimmige Primärverteilung die Voraussetzung für eine Sekundärverteilung nach sozialen Gesichtspunkten schafft.

Ungeklärt bleibt noch die Frage nach den Quellen der Faszination durch Ziele wie das Grundeinkommen und die Vollautomatisierung der Wirtschaft. Wie Mason träumen Srnicek und Williams von einem "new type of production",<sup>79</sup> in dessen Mittelpunkt additive Verfahren – sprich: der 3D-Drucker – und eine vollständige Automatisierung von Fertigung und Logistik stehen. Das alles soll "flexibility, decentralisation and post-scarcity"<sup>80</sup> zur Folge haben. Auch hier steht der Wunsch im Hintergrund, dass die Materialität der Dinge, ihre darin liegende Widerständigkeit, nichtig sei, und das sich daran anschließende Programm der Kalifornischen Ideologie, überall und jederzeit auf der Stelle aus reinem Geist – sprich: aus Information – Beliebiges in beliebigen Mengen produzieren zu können.<sup>81</sup>

Dabei sind die zentralen Punkte im Programm von Srnicek und Williams, dass "the contemporary left should reclaim modernity",<sup>82</sup> und "begin taking the necessary steps to build a new type of hegemony"<sup>83</sup> der Diskussion wert und weitaus besser ausgearbeitet als alle programmatischen Thesen von Mason. Auch Bemerkungen, wie "freedom and power become intertwined"<sup>84</sup> und dass "our level of freedom is highly dependent on the historical conditions of scientific and technological development",<sup>85</sup>

78 Dazu Flassbeck, Spiecker, Meinhardt, Vesper 2012, 18–76.

79 Srnicek, Williams 2016, 182

80 Srnicek, Williams 2016, 182

81 Die Leitbilder dazu finden sich in den "God Games" bei Kelly 1994 und der "Computational Metaphor" bei Kelly 1998, die dem Glauben Ausdruck geben, dass der Kosmos ein Computerprogramm wäre. Auch Turner 2016 erkennt in den jüngsten Träumen von einer, das Ende der Arbeit herbeiführenden, totalen Automation eine Spätgeburt der Kalifornischen Ideologie.

82 Srnicek, Williams 2016, 69

83 Srnicek, Williams 2016, 181

84 Srnicek, Williams 2016, 79

85 Srnicek, Williams 2016, 82

wäre nicht grundsätzlich zu widersprechen, wenn nicht überall der hohle Idealismus durchschimmerte, der an die Stelle konkreter Menschlichkeit mit ihren Beschränkungen – um deren willen wir nicht nur spezifischer, komplementärer Konstrukte, sondern auch der Unterstützung durch andere bedürfen, um uns in der Welt zu behaupten – den blanken Spielplatz endlosen Begehrens und unendlicher technologischer Möglichkeiten setzt.

Underlying this idea of emancipation is a vision of humanity as a transformative and constructible hypothesis: one that is built through theoretical and practical experimentation and elaboration. There is no authentic human essence to be realised, no harmonious unity to be returned to, no unalienated humanity obscured by false mediations, no organic wholeness to be achieved. Alienation is a mode of enablement, and humanity is an incomplete vector of transformation.

[...]

Emancipation, under this vision, would therefore mean increasing the capacity of humanity to act according to whatever its desires might become. And universal emancipation would be the insistent and maximal extension of this goal to the entirety of our species. It is in this sense that universal emancipation lies at the heart of a modern left.<sup>86</sup>

Die, sich in der Nähe des *Transhumanismus* bewegende, Idee der beliebigen Formbarkeit der Menschheit wie die eines explodierenden Begehrens hebt auch die ihrer Emanzipation und letztlich ihre Würde auf. Letztere bedeutet, jedes Individuum in seiner Beschränktheit zu respektieren und anzuerkennen, dass jede Erweiterung der materiellen Optionen auch mit Kosten verbunden ist, nicht nur in Form der Ressourcen, die wir der äußeren Natur, sondern auch derer, die wir der inneren des Menschen abverlangen. Vielleicht wäre die Marxsche Norm der "menschliche[n] Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt",<sup>87</sup> doch ein wenig zu relativieren, zumal weder die äußere noch die innere Natur deren endlose Ausdehnung zulassen werden. So wenig es eine fixierte "human essence" gibt, so sehr sind wir bei der Gestaltung menschlicher Lebensumstände und insbesondere bei der Erziehung auf die Grenzen des menschlichen Organismus und die Bedingungen seiner Entwicklung – nicht zuletzt der kognitiven Fähigkeiten, die aus seinen Sinnen erwachsen und von ihnen abhängig bleiben – verwiesen. Solche Überlegungen wecken

86 Srnicek, Williams 2016, 82–83

87 Marx 1894, 828



Zweifel an der Sinnhaftigkeit von Bemühungen zur Automatisierung von humanen Dienstleistungen,<sup>88</sup> über die Mason kein Wort verliert, obwohl er die in Betracht ziehen müsste, wenn er sein Ziel einer vollständigen Automatisierung und eines Endes der Arbeit ernst nähme. Srnicek und Williams halten sie immerhin für eine diskutabile Option, die, bis hin zu “synthetic forms of biological reproduction”, die eine “newfound equality between the sexes”<sup>89</sup> ermöglichten, das Reich der “synthetic freedom” erweiterte. Diesen Begriff stellen sie in Opposition zu dem der “negative freedom”:

Whereas negative freedom is concerned with assuring the formal right to avoid interference, ‘synthetic freedom’ recognizes that a formal right without a material capacity is worthless. [...] This reveals the significance of having the means to realise a formal right, and it is this emphasis on the means and capacities to act that is crucial for a leftist approach to freedom.<sup>90</sup>

Diese Beobachtung ist sicher richtig, doch müsste sie, abgesehen davon, dass sie den negativen Aspekt von Freiheit nicht außer Kraft setzt, ein Bewusstsein davon einschließen, dass die “synthetic freedom” Abhängigkeit bedeutet, und dann zu einer Auseinandersetzung mit dem Problem führen, dass die “means and capacities to act” sich weder abschließend spezifizieren lassen noch umsonst zu haben sind. Auch eine postkapitalistische Gesellschaft wird sich mit der Endlichkeit ihrer Ressourcen konfrontiert sehen und einen Diskurs darüber führen müssen, welche Möglichkeiten sie realisiert und welche nicht. Dass Freiheit auch darin bestehen könnte, auf manche “synthetic freedom” zu verzichten, wäre einer Überlegung wert.

So erstrebenswert und realistisch eine Reduktion der Arbeitszeit auch ist, so illusionär ist die Perspektive auf eine vollständige Verbannung der Arbeit aus der menschlichen Existenz. Die Hoffnung auf die dazu geforderte Tiefe der Herrschaft über Natur *und* Mensch ist ebenso vergeblich wie gefährlich. In naher Zukunft dürfte die anstehende Aufgabe der Reorganisation des

88 Hier wäre etwa an die Intervention von Spitzer 2012 gegen die Digitalisierung der Bildung zu erinnern. Bildungsprozesse, so Spitzer, können ihre organischen Voraussetzungen nicht ignorieren.

89 Srnicek, Williams 2016, 114

90 Srnicek, Williams 2016, 79

menschlichen Stoffwechsels mit der Natur unter dem Gesichtspunkt des sparsamen Umgangs mit Ressourcen, die Ziele wie die gemeinsame Nutzung, Langlebigkeit und Reparierbarkeit von Produkten, die Wiederverwendung von Komponenten und Materialien sowie den Ausbau entsprechender Infrastruktur in den Mittelpunkt rückt, für sehr viel neue Arbeit sorgen, während sie den Anwendungsbereich vieler automatischer Verfahren, die heute vor allem schnell verschleißende Produkte für den individuellen Konsum hervorbringen, einschränken wird.<sup>91</sup> Die Identifikation von Menschen mit ihrer Arbeit hat tiefere Wurzeln als ein in der Linken populärer Diskurs anzuerkennen bereit ist.<sup>92</sup> Während Arbeit um jeden Preis kein Ziel sein kann, war die Wertschätzung guter Arbeit auch schon vorkapitalistischen Gesellschaften nicht fremd. Die Bestätigung, die jene zu vermitteln vermag, ist mehr als ein kapitalistisches Ideologem, zeichnet sich die kapitalistische Entwicklung doch gerade durch einen zunehmenden Verlust dieser Verbindung aus. Eine menschliche Zukunft wird nicht darin bestehen, Arbeit völlig zu eliminieren, sondern darin, sie menschenwürdig zu gestalten und im Rahmen der materiellen Möglichkeiten durch freie Zeit zu ergänzen.

Ein automatisches System, das menschliche Arbeit vollständig eliminierte, implizierte schließlich eine völlige Transparenz der Gesellschaft und ihrer Mitglieder sowie deren totale Abhängigkeit von ihm und ihre Unterwerfung unter seine Funktionsweise. Anders ist eine umfassende Bereitstellung der materiellen Voraussetzungen des menschlichen Daseins durch ein automatisches System nicht denkbar. Eine ausgedehnte "synthetic freedom" impliziert also Herrschaft nicht nur über die Natur,

---

91 Dazu mehr in Fischbach 2016b.

92 Srnicek, Williams 2016, 114–126 legen durchaus treffend den repressiven Charakter und die Tendenz zur Spaltung der Gesellschaft bloß, die ein heute verbreitetes Verständnis von Arbeit auszeichnen. Dass es jedoch gerade angesichts der Unvermeidbarkeit von Arbeit darauf ankäme, ihr humanes und emanzipatorisches Potential zu entwickeln, kommt ihnen nicht in den Sinn. Die Menschheit lebt in und von der Natur. Ihr Stoffwechsel mit dieser ist eine lebensnotwendige Funktion. Ihn zu gestalten und an seinen vielfältigen Teilfunktionen mitzuwirken, gehört ebenso zur Teilhabe am Lebensprozess der Gesellschaft wie die Sorge um die Mitmenschen und ihre tätige Unterstützung. Menschen davon auszuschließen, verletzt, wie Steinhardt 2017b nachdrücklich feststellt, ihre Würde.

sondern auch über Menschen und diese Herrschaft hat ihre eigene Dialektik.

Ein vollautomatisches Wirtschaftssystem wird zwar, obwohl es ein Mensch-Maschine-System wäre, als ein reines, menschenloses Maschinensystem phantasiert, doch entgeht es so wenig wie seine prospektiven Nutznießer völlig Hegels hintersinniger Bemerkung zur Dialektik von Herr und Knecht: "Die *Wahrheit* des selbständigen Bewußtseyns ist demnach das *knechtische Bewußtseyn*".<sup>93</sup> Konsequenz zu Ende gedacht, müsste ein vollautomatisches Wirtschaftssystem sich zu einem Maschinensystem ausweiten, das die erste Natur vollständig ersetzt. Für die Menschen in ihm wäre es wiederum die Natur und sie ihm völlig ausgeliefert. Ihre "synthetic freedom" würde sich in umfassender Abhängigkeit von dieser entwickeln – oder auch von den verbleibenden Arbeitern, deren eine solche Maschine doch noch bedürfte. Wer sonst wäre noch dazu in der Lage, nicht nur den Soll-Zustand des Systems zu definieren sowie eine etwaige Differenz zwischen diesem und dem Ist-Zustand zu messen, sondern gegebenenfalls auch korrigierend einzugreifen? Damit ist schließlich die Frage nach seiner Steuerung gestellt.

---

93 Hegel 1999 [1807], 114 (Hervorhebung im Original)